

Nely [Schluss]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 5

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nely

Novelle von Ernst Zahn

Schluss

Schwäche befiel sie. Aber dann taumelte sie mehr, als sie ging, weiter. Du mußt ihm zureden, sagte sie sich ihre Aufgabe vor. Die steinige Uferböschung wich einer grasbewachsenen Halde. Unten lag die Bachmündung.

Nely stieg hinab, zögernd, tastend, laufend. Unten betrat sie die Höhle. Ihre Schuhe traten in Wasser und Schlamm. Ein Modergeruch schlug ihr entgegen. Die Höhle, an deren mondbeleuchtetem Eingang man noch aufrecht stehen konnte, verengte sich nach hinten. Dort war völlige Nacht.

Nely blieb stehen. Leander war nicht da, dachte sie. Ihr Herz zuckte auf wie befreit. Vielleicht kam er überhaupt nicht! Vielleicht hatte er Verdacht geschöpft! leuchtete es in ihr auf.

Gerade da sagte hinter jemand: „Nely.“ Und der lange Leander kam gekrochen und richtete sich neben ihr auf.

Sie drängte ihn unwillkürlich zurück, die Hände vor seine Brust gepreßt. Vom Zwang des Augenblicks fortgerissen, sprach sie auf ihn ein: „Sie warten auf Dich. Du hast keinen Ausweg. Gib Dich gefangen! Es hilft nichts! Nimm es auf Dich! Tu kein weiteres Unheil!“

Er schob sie ein wenig beiseite und trat in das Licht des Eingangs.

Sie sah, wie hager und abgerissen er war. Alles an ihm verriet die Entbehrungen der Flucht. Und sie sah die Pistole in seiner Faust.

Leander bohrte den Blick in ein Weidengebüsch, das aus der jenseitigen Felswand hing. Es bligte dort etwas wie der Knopf einer Uniform oder der Knauf eines Messers. Mit hartem Griff packte er des Mädchens Arm und zwang sie, daß sie wie ein Schild vor ihm stand. Dann fragte er mit einer gläsernen Stimme: „Woher wissen sie es?“

Nely glaubte versinken zu müssen. Sie versuchte sich zu erinnern, wie alles gekommen. Ihr ganzes Mitleid mit ihm war wieder wach. Alles in ihr schrie darnach, ihm zu gute zu tun, was sie konnte. „Sie müssen ja wissen, daß Du Dich um Dein Leben hast wehren müssen“, suchte sie einen Grund hervor, der ihm vielleicht als Milderung seiner Schuld gelten konnte.

Er achtete gar nicht auf ihre Worte. „Hat Dich der Grüne herum gekriegt?“ sagte er mit verzerrtem Munde. Dann hob er die Pistole. „Warum soll er Dich haben, wenn Du mich nicht willst?“ stieß er heraus.

Nely legte die Arme übereinander. Ihr Rücken streifte die Höhlenwand, und sie war froh, sich anlehnen zu dürfen. Aber es war ihr fast gleichgültig, was geschehen würde. Nur ein wehmütiger Gedanke flog wieder zu Primus Schäfer, wie zu etwas, das hoch über all' dem Sumpf stand, in den sie versank.

Leander sah sie an. Das Herz drehte sich ihm im Leibe. Einen Augenblick meinte er heulen zu müssen, war ihm, als sei eben noch das Letzte, was ihm im Leben etwas bedeutete, zu Scherben geflogen. Aber er senkte die Waffe. Genug! Das nicht auch noch! redete es in ihm. Dann stieß er Nely ins Licht hinaus: „Geh!“

Sie hörte Schritte, dann ein Geräusch wie eines Kriechenden, plötzlich einen dumpfen, ersticken Knall. Sie flammerte sich an die Böschung. Es fuhr ihr durchs Gehirn, daß das Einzige geschehen war, was dem Gejagten übrig geblieben. Aber das Entsetzen vor sich selbst ließ ein Gefühl der Erlösung nicht aufkommen. —

Sie mußte nicht lange warten. Die Polizisten drangen von zwei Seiten heran. Lichter flammten auf. Dem Korporal, den sie kannte, flüsterte sie zu: „Jetzt könnt ihr ihn nicht mehr fangen.“

Vorsichtig drangen die Beamten in die Höhle.

Nely stieg nach dem Uferweg zurück. Sie war hier nicht mehr pflichtig, dachte sie.

Der Mond überschwamm den Wald. Es wimmelte von Polizisten und Soldaten. Sie redeten durcheinander, schrien über den Fluß, von wo aus den fast unzugänglichen Büschen des unwegsamen Steilhanges ihnen einzelne Stimmen antworteten.

Nely tat gleich einer Schlafwandlerin den Weg zurück zum Lagerplatz. Wenn nur niemand sie ansprach, war ihr Gedanke.

Als sie die Wiese erreichte, sah sie drüben Primus Schäfer stehen. Er rührte sich nicht von der Stelle, die ihm angewiesen worden war, aber Nely fühlte, daß sein gespannt und vorgebeugt gewesener Körper in jedem Gliede sich zu lösen schien, als atme er befreit auf. Die Erkenntnis durchdrang ihre Betäubung, und etwas wie Jubel jauchzte in ihr. In der gleichen Sekunde jedoch gewahrte sie, wie die Eltern vom Planwagen her, wo der Posten sie freigab, auf sie zukamen. Und als sie in der Mutter von Erregung gerötetes Gesicht sah, stach ihr eine neuer Schrecken ins Gemüt: Wenn jetzt diese Frau vom Gelde sprach, das auf Leander gesetzt war! Es war ihr, als müsse sie sich mit beiden Händen die Ohren zuhalten. Sie wußte, daß sie laut aufschreien würde, wenn einer meinte, sie könnte das mit Leander für Geld getan haben. Unwillkürlich, scharf und rasch bog sie dicht vor Vater und Mutter seitab.

Jetzt mußte sie an Primus vorbei. Und jetzt trat er auf sie zu und sagte laut: „Gottlob, es ist Ihnen nichts geschehen!“

Sie verhielt eine Sekunde lang den Schritt und schaute den kleinen Blondem an. War er wirklich froh? Kümmernte es ihn, daß ihr nichts geschehen war? Wieder wollte es in ihr ganz hell werden. Aber ebenso rasch kehrte das Dunkel zurück. Mußte nicht auch Primus sich wundern, daß sie geholfen, den Leander in die Falle zu locken? Und Leander war tot!

Sie ging an Primus vorbei, als sei er nur einer der dunklen Bäume am Rande der Wiese. Es war ihr, als strecke er eine Hand nach ihr aus. Aber sie zögerte nicht.

Rufe tönten hinter ihr: „Wohin willst denn?“ Sie erkannte die freischende Stimme der Mutter. Zweimal rief auch der Vater ihren Namen. Aber das Tuch über der Brust fester zusammen genommen, gewann sie die Landstraße. Die Beine waren ihr wie Blei.

„Wohin geht sie?“ fragte Primus die Frau Carolina, die der Tochter nachgelaufen war und atemlos zurückkam.

„Was weiß ich?“ gab diese erboht zurück. „Sie ist immer ein verschrobenes Ding gewesen.“

Primus schaute in der Richtung, in der Nely verschwunden war. Er ahnte etwas von dem, was in ihr vorgegangen. Und, wenn ihn nicht der Dienst festgehalten hätte, würde er ihr gefolgt sein. Es schien ihm etwas an ihr wie vom weißen Mondschein. Bestimmt nicht gehörte sie zu der Frau da mit dem wirren, verwahrlosten Haar!

Lärm ertönte am Rheinufer. Primus mußte hinüber. Sie brachten die Leiche des Leander Christ vom Fluß herauf.

5

Ein Dorf liegt eingebettet in Felder und grüne Matten. Rote Ziegeldächer und die weißen Hauswände leuchten weit über die Ebene. Auf einem Hügel, der kaum ein Hügel ist, steht die Kirche mit einem Storchennest auf dem Turm. Ein Storchpaar sitzt darin. Alles in diesem Jakobshausen atmet Friede. Friede atmet der blaue Frühlingshimmel und der Pfarrgarten, mit den wohl gefärbten Kieswegen und den dunkeln Buchshecken. Friede hat der Pfarrer Frischangel selbst und seine Pfarrerin. Sein Haar ist schon weiß-grau, das ihre noch dunkel. Beider Gesichter verkünden eine schöne, stille Ruhe des Gemütes.

Die Pfarrersleute sind auf dem Weg nach einer Laube, die im Sommer eine Wildrebe dicht umspinnt, die aber jetzt noch hell und sonnig ist und Aussicht auf die Felder gibt. Ein Netz von Schatten ist über Tisch und Bank gesponnen, die in der Laube stehen; die Sonne zeichnet sie dem Holzgitter der Laubenstäbe nach, und sie überkreuzen auch drollig die Gesichter des Ehepaares, das in eifrigem Gespräche begriffen, eintritt und sich nebeneinander niederläßt.

„Sie hat geschlafen, wie wenn sie nie mehr erwachen wollte“, erzählte die Pfarrerin ihrem Mann, und er meint, das sei nicht zu verwundern, da Nely Baumann drei Tage und Nächte gewandert sei, um Jakobshausen zu erreichen. Kaum geruht habe sie, wie sie sage, nur immer von einer Hoffnung getrieben, hier Aufnahme zu finden und einer Angst, man möchte sie von der Türe weisen.

Hin und her geht das Gespräch der wohlmeinenden Pfarrersleute. Nely müsse Furchtbares erlebt haben. Sie sei gestern nacht, als sie an der Hausglocke geläutet, wie einer ihrer Sinne nicht mehr mächtige in den Flur getaumelt. Sie habe gesagt, sie wolle jetzt gerne dienen, wenn der Herr Pfarrer ihr noch eine Stelle wisse. Wenn sie nur noch um rechte Leute herum sein dürfe, wo Arbeit und Sauberkeit und Bernunft etwas gelte, dann wolle sie zufrieden sein.

Die Pfarrerin stellte fest, Nely sei doch in die Sache mit dem Landfahrer verwickelt gewesen, von dessen Untaten und bösem Ende alle Zeitungen berichtet hatten, sei ja selbst ein Landfahrerskind, aber jetzt wie von einem jähen Entsetzen vor ihresgleichen befallen.

In diesem Augenblick werden auf dem Ries draußen neue Schritte vernehmbar. Sie sind ungleich und unsicher, als fehlte ihnen die Richtung und der Wille.

Nach Kurzem nähert sich Nely langsam der Laube. Sie trägt noch dasselbe Kleid, das sie auf der Lagerwiese getragen. Selbst das Tuch hat sie trotz der warmen Sonne wieder um die Schultern gelegt. Man hat ihr gesagt, daß sie die ehemaligen Pflegeeltern in der Gartenlaube findet. Aber sie hat so viel Gedanken im Kopf, daß sie nicht recht vorwärts kommt. Immer muß sie grübeln. Immer wieder bleibt sie stehen und staunt ins Leere: Weit war der Weg vom Rheinufer im Gebirg bis hieher ins Tal! Staubige Straßen, endlose Straßen! Leute und Leute und Leute! Zweimal hat sie sich etwas zu essen gekauft und manchmal hat sie an Brunnen Wasser getrunken. Und zweimal hat sie in Scheunen im Heu gelegen. Warum nicht? Sie ist das Heu und die fremden Lager gewöhnt! Aber heute nacht hat sie in einem Bett geschlafen! In einem frisch bezogenen Bett! Und als sie am Morgen erwachte, erkannte sie dasselbe Zimmer, in dem sie früher gewohnt. Freundlich, gastlich, blühblau! Hier ist alles so! Mauern, so weiß, daß sie blenden! Und rotwarne Dächer! Und, ei sieh, dort der Storch! Was für eine andere Welt!

Nely geht. Sie weiß es nicht, aber sie geht. Und jetzt erblickt sie das Pfarrerspaar.

Am Laubeneingang wünscht sie guten Morgen.

Der Pfarrer mit dem schönen Kopf und den guten Augen heißt sie sich setzen.

Aber sie gehorcht nicht. Sie lehnt sich an den Pfosten des Eingangs. Sie steht noch mit einem Fuß im Garen. Sie blickt dem Pfarrer ins Gesicht, dem ersten Menschen, zu dem sie Vertrauen hat, seit das mit Leander geschehen ist. Dann spricht sie das aus, was ihr von der Seele will, was ihr das Wichtigste und Dringendste ist: „Denk' Vater, ich habe ihn verraten.“

„Wen?“ fragt der Pfarrer.

Da erzählt sie die Geschichte von Leander noch einmal und redet sich mit bebender Stimme aus: „Ich habe es nicht so gemeint. Es war schon so viel Unglück geschehen. Und dann — Primus Schäfer, der Polizist, wollte ihm nach. Und ich kannte doch den Leander! Dann wäre auch der noch umgekommen! Und ich dachte, es wäre gut, daß Leander sich ergebe, es rette noch, was zu retten sei. Und plötzlich war alles ganz anders und wie ein Nek um mich. Und auf einmal sah es aus, als hätte ich es wegen des Geldes getan.“

Sie schlägt die Hände vor's Gesicht und schluchzt.

Die Pfarrerin steht auf und will sie zur Bank führen. Aber sie weigert sich. Die Hände fallen ihr vom Gesicht, und aus allen Tränen fragt sie, die schönen Augen weit aufgetan: „Glaubt Ihr, daß er das auch von mir denkt?“

„Wer“, fragen die Pfarrersleute gleichzeitig.

„Primus“, antwortet sie.

Die andern sehen einander an. Der Pfarrer erkundigt sich nach allerlei, was diesen Primus betrifft.

Nelys Gesicht belebt sich. Es ist nicht Sonne allein, die es wärmt: „Er ist ein braver Mensch“, gibt sie Auskunft. „Wenn er glaubte, daß ich den Leander des Geldes wegen — —“

Sie stockt. Die Erinnerung schüttelt sie. Sie wird freideweiß. Aber ihre Gestalt schiebt sich am Holz des Eingangs in die Höhe wie süchtig nach Licht.

Der Pfarrer ist ein Menschenkenner. Er errät auch Nely, die ihm von früher vertraut ist. Dann antwortet er ihr: „Wenn er dich ein wenig kennt, wird er es nicht glauben.“

Nely zuckte wehmütig die Schulter: „Jetzt kann ich ihn nicht mehr fragen.“

Der Pfarrer — langsam — Ding an Ding reihend: „Du kannst wieder hier bleiben. Unser Hausmädchen hält Hochzeit. Nichtwahr, Frau?“

Die Pfarrerin bestätigt.

„Das wird er nicht wissen“, sagt Nely.

Der Pfarrer lächelt darum, daß sie sich so verrät, daß alle ihre Gedanken zu dem Burschen Primus zurückkehren. „Wenn es ihn kummert, wird er wissen, wie man es erfährt“, erwidert er.

Nely schaut an den blauen Himmel hinauf. Sie spricht in den Garten hinaus: „Ich will nicht mehr zu denen, die mit dem Wagen ziehen.“

Eine kleine Schönwetterwolke kommt geschwommen, dünn wie ein silberdurchspannter Schleier. Sie fliegt heran, von einem geheimnisvollen Winde getrieben.

Nely sieht sie. In ihren Gedanken klingt das, was der Pfarrer gesagt hat: Wenn es ihn kummert, wird er es wissen. Das war herbei geflogen wie der kleine leuchtende Schleier. Sie lauscht ihm nach wie sie der Wolke nachstaunt.

Das Tuch gleitet von ihren Schultern. Die Sonne ist so warm, daß sie den Verlust der Hülle nicht spürt. Dann kehrt ihr Blick zum weißschimmernden Riesweg zurück. Er läuft hin, er führt in das saubere Haus, wo sie zur Nacht geschlafen, in einem Bett, einem richtigen Bett! Und das wird so bleiben in Zukunft! Und — „Wenn es ihn kummert, wird er es wissen“, sagte der Pflegevater! Gut war das — gut!

Nely lächelt vor sich hin.

Ende.

Fasching . . .

Von Oswald Strehlen

Hoch geht es her und lustig, bloß das Buffet ist ziemlich lang verwaist. Darum seufzt der Kellner auch schon sehr bedenklich.

Da kommen fünf Masken, drei davon sogar ganz gleich kostümiert, in Gestalt und Haltung schwer voneinander zu scheiden. Hunger haben sie und fast noch größeren Durst.

Das Auserlesenste scheint gerade gut genug für die übermütige Gesellschaft.

Immer wieder muß nun Josef, der Kellner laufen, aber er wird ganz seelenvergnügt dabei. Das gibt wohl eine lange Rechnung . . . ach, wenn das Geschäft nur immer so ginge!

Doch selbst der vorzüglichste Appetit geht schließlich zur Neige. Schon erheben sich auch zwei der vergnügten Zecher, um den Schauplatz zu verlassen. Etwas schärfer blickt Josef auf die kleiner gewordene Runde.

Da verläßt auch schon die dritte Maske den Tisch. Die zwei Leuten aber, die zurückbleiben, scheinen sich nicht mehr viel zu sagen zu haben; denn sie schweigen um die Wette und ehe sich Josef versieht, sitzt nur mehr eine Maske dort.

„Aha“, denkt er, „die Art kenne ich“, und mit geizigem Bleistift nähert er sich artig dem Zecher.

„Vielleicht zahlen angenehm, der Herr?“

Keine Antwort.